

2. Rosina: Man lebt in Sehnsucht

Sie weist mir einen Platz auf dem Sofa zu und setzt sich mir gegenüber in einen Sessel. Ihre Erzählungen wirken routiniert. Sie folgen einem klaren Spannungsbogen – ich bin mir sicher, dass sie sie schon oft erzählt hat. Sie spricht schnell und viel, bleibt aber kühl. Plötzlich springt sie auf und ruft mich in ihre Küche. Stolz präsentiert sie ihre Kochutensilien für ihr Cateringunternehmen. Sie hat es geschafft. Und doch bleibt bei mir der Satz ›man lebt in Sehnsucht‹ hängen. (Auszug aus dem Stimmungsprotokoll)

»[D]as war 1997 und eigentlich wollte ich gar nicht nach Deutschland, sondern nach Amerika [...]«

So beginnt Rosina ihre Erzählung und es ist wie der Auftakt eines Roman-Manuskripts. Ihre Sätze sind von klarer Struktur und routinierter Dramaturgie. Man hört ihr an, dass sie gerne Geschichten erzählt. In unserem gut zweistündigen Gespräch stelle ich beinahe keine Fragen. Ihre Geschichte beginnt vor etwa 20 Jahren, als sie nach Deutschland einreist, *»und das war für mich, das ist wie andere Welt, weil alles hier ist anders als in Kolumbien, alles, alles«*. Jetzt ist sie gerade dabei, die deutsche Staatsangehörigkeit zu beantragen. In gesellschaftsnormativen Bildern gedacht eine ›Erfolgsgeschichte‹, eine unwahrscheinliche noch dazu, denn begonnen hat sie ihr Leben in Deutschland ohne Aufenthaltsstatus.

»[A]lso damals war das so, man brauchte kein Visum, aber du warst hier null, nichts, hier warst du eine Null. Und wenn du ein Handy kaufen möchtest, brauchst du eine Anmeldung, ein Konto, brauchst du eine Anmeldung, und um eine Wohnung zu mieten, brauchst du eine Anmeldung und also immer, es ist eine Anmeldung, dann bist du so, hier, eine Null.«

2.1. Erfolg: Fleiß, Gerechtigkeit und Glück

Rosina beginnt also bei null. Nachdem sie die Schule in Kolumbien beendet hat, kann sie es sich nicht leisten, die Universität zu finanzieren *»und ich wollte einfach raus!«*. Als Touristin reist sie nach Deutschland ein und arbeitet zunächst als Reinigungskraft.

»Und ich kann dir nur sagen, dass ich hier in Deutschland nur gute Erfahrung gemacht habe, weil die Leute immer super nett waren [...]«

Rosina erzählt mir keinen Leidensweg. Im Gegensatz zu Naras Erleben klingt es bei ihr beinahe leicht und beschwingt. Der Erfolg, den sie erzielt hat, ist ihr jedoch auch nicht zugeflogen, sondern musste durch Fleiß und harte Arbeit erkämpft werden. Ihre Schilderungen sind dabei häufig von einem starken Gerechtigkeitsempfinden geprägt und ohne das Glück an ihrer Seite wäre sie heute nicht dort, wo sie ist.

»Hier, wenn du richtig gut arbeitest und wenn du richtig fleißig bist, du kannst alles erreichen, was du willst. Vielleicht in Kolumbien auch, aber für mich persönlich ist das hier in Deutschland viel einfacher.«

Sie geht von der Grundannahme eines ›amerikanischen Traums‹ aus: Jede:r kann es schaffen, bei ›null‹ beginnend aufzusteigen, nach Erfolg zu streben. Allerdings nur, wer

wirklich hart arbeitet. Gerade ohne Aufenthaltsstatus ist es besonders schwer, da alles teurer ist. Für ein kleines Zimmer zahlte Rosina in Frankfurt damals 900 D-Mark.

»[U]nd das Schönste oder das Schlimmste ist, dass du das Geld dafür hast. Wenn du putzen gehst, zweimal am Tag, drei oder vier Stunden, das sind 90 Euro pro Tag. Das heißt, in einer Woche hast du mindestens deine Miete. Das ist grausam, aber du hast das Geld. Und wenn du deswegen hier bleiben möchtest, geht das nicht offiziell, sonst musst du gehen. [...] und wenn du keinen Aufenthalt hast, zahlst du nochmal mehr als üblich für deine Miete. Tja.«

Rosina bringt das Paradox zum Ausdruck, auf der einen Seite so hart arbeiten zu müssen, um die finanziellen Ressourcen zu haben, um überhaupt überbezahlte Mieten zahlen zu können, und auf der anderen Seite trotz allem nicht offiziell bleiben zu dürfen. Dahinter steckt der Gedanke, dass eine Person, die so viel arbeitet, das Recht haben sollte, dies zumindest auf legalem Weg tun zu dürfen. Nach fünf Jahren gelingt ihr der erste Aufstieg: die Legalisierung ihres Aufenthaltsstatus.

»Dann hatte ich sofort von der Deutsche Rentenversicherung Unterlagen bekommen, dann wurde ich, ja, sofort integriert! Dann hatte ich die Unterlagen von AOK, dann hatte ich sogar Unterlagen von der Sparkasse. Ja, also auf einmal, war wie neu geboren. Dann bist du jemand. Vorher war ich niemand.«

Plötzlich ist sie jemand. Sie hat ein Anrecht auf Unterlagen, sie wird formal-rechtlich eingebunden. Rosinas Argumentationen sind jedoch auch von einem starken (Un-)Gerechtigkeitsempfinden gefärbt.

»Und da dacht ich mir, boah! Ich bin hier illegal, ich arbeite und muss alles bezahlen! Und der, nur weil sein Opa ein Deutscher war, bekommt er alles umsonst?«

Auch darin spiegelt sich ihre Überzeugung eines ›amerikanischen Traums‹, denn jede:r sollte die Möglichkeiten haben, sich hochzuarbeiten, aber in ihrer Logik ist es ungerecht, wenn andere Privilegien erzielen, ohne diese hart erarbeiten zu müssen. Damit nimmt sie eine Verschränkung der individuellen mit der gesellschaftlichen Ebene vor. Es ist ein neoliberaler Grundgedanke, dass jede:r seines/ihreres Glückes Schmied ist und die Absicherung durch staatliche Ressourcen denjenigen nicht gerecht wird, die besonders hart arbeiten. So sagt sie an anderer Stelle:

»[W]enn deine Großeltern Deutsche waren und du bist in Kolumbien geboren, dann kannst du hierherkommen und dann bekommst du alles umsonst! Alles! [aufgebracht]«

»[A]ber das ist das Sozialsystem, was ihr hier habt, weil es manchmal grausam ist. Es gibt viele Leute, die wirklich viele Steuer zahlen. Ich auch, ich bezahle Steuer. Und es gibt andere, die das ausnutzen.«

Die Wortwahl ›grausam‹ verdeutlicht, wie sehr der Gedanke sie aufwühlt. Es könnte jedoch auch darauf hindeuten, dass sie es selbst als grausam empfunden hat, so hart arbeiten zu müssen, ohne jegliche Sicherheiten, ohne überhaupt die Möglichkeit, staatliche Hilfen in Anspruch zu nehmen. So soll dies auch anderen nicht vergönnt werden.

In der Zeit, als Rosina noch keinen Aufenthaltsstatus besaß, versuchte sie, über eine ›Scheinehe‹ einen Aufenthaltsstatus zu erhalten. Nach geleisteter Anzahlung meldete sich der Partner jedoch nicht mehr.

»Und du darfst nicht mal zur Polizei gehen, weil du hier illegal bist. Ich bin Spanier, ich bin Europäer, mir kann nichts passieren, aber dir, du musst zurück in dein Land. Und dann, klar, ich hab das nicht gemacht.«

Es ist eine Ungerechtigkeit, die sie in Kauf nehmen muss, und vielleicht sind es Erlebnisse dieser Art, die sie wütend werden lassen, wenn andere Menschen von vornherein aus willkürlichen Gründen ein Recht auf diese Rechte haben und beispielsweise zur Polizei gehen können.

Rosina: »Aber hier in Deutschland [...] wenn du heiratest, das kostet um die 15.000 Euro und es gibt Leute, die das machen. [...] vor allem Studenten machen das, deutsche Studenten. Klar, da hast du 15.000 Euro.«

Ich: »Hm, ich finde das ein bisschen schwierig. Also ich persönlich hätte ein moralisches Problem, Geld dafür zu verlangen, also als deutscher Student, man ist eh schon privilegiert, [...] und klar, man hilft demjenigen, aber man nimmt denjenigen auch aus? Oder wie siehst du das?«

Rosina: »Ja, aber ich sehe das anders. Jetzt stell dir mal vor, [...] zum Beispiel man kann jemandem sowas von helfen, was man von moralischer Seite nicht annehmen kann, weißt du, dann würde ich mein Leben ändern, aber in seinen Händen besteht die Möglichkeit, dass ich hier bleiben kann. Ich finde es schlimm, wenn er was richtig Intimes von dir verlangt, obwohl das ein Geschäft sozusagen ist. Dann ist das eine Art Ausnutzung, weil das wurde nicht vereinbart und dann bin ich ja in seinen Händen und entweder mache ich das und dann muss ich durch oder ich verliere alles.«

Es ist einer der seltenen Momente, in denen unser Gespräch eine dialogische Struktur annimmt und ich mich mit einer alternativen Perspektive einbringe. Hier zeigt sich deutlich, wie ich eine emotional-idealistische Argumentation vorschlage, welche ihrem sachlich-pragmatischen Ansatz gegenübersteht. Was ich als ›moralisches‹ Problem beittle – und damit eine normative Wertung vornehme –, spielt sie mir umgehend zurück, indem sie die Moralisierung an anderer Stelle verortet: Falsch ist es nur, wenn die Regeln nicht eingehalten werden. Sie geht von einem Geschäftsmodell aus, welches auf beiden Seiten eine Win-win-Situation beinhaltet. Und da ist eine weitere Ebene der Moralisierung, die sie vornimmt: »[M]an kann jemandem sowas von helfen, was man von moralischer Seite nicht annehmen kann, [...]«. Sagt sie damit vielleicht auch: Man kann das Angebot einer Heirat auf keinen Fall annehmen, wenn dieses *nicht* als geschäftliche Vereinbarung fungiert, denn so begibt man sich erst in die Schuld der:en anderen. So gesehen fungiert die finanzielle Vereinbarung auch als Absicherung. Interessanterweise für beide Seiten, denn so argumentiert sie:

»Ich werde das nicht ausnutzen und ich als Ausländerin werde nicht mit Drogen handeln oder so, weil dann bist du dran, weil das ist auch in Deutschland, wenn du verheiratet bist, was du machst, es trifft auch deinen Partner.«

Hier schreibt sie beiden Parteien eine Machtposition zu, denn beide Seiten können die Übereinkunft zum Nachteil des:der anderen ausnutzen. Gleichzeitig kristallisiert sich hier erneut die binäre Logik von einer:m ›guten‹ und ›schlechten‹ Migrant:in heraus. Rosinas Gerechtigkeitsempfinden weicht damit gleichzeitig von der tatsächlichen Rechtslage ab. Sie hat ihr eigenes normatives System. Das zeigt sich auch in ihrem

Unverständnis für bestimmte Sozialleistungen. Dahinter steht die Annahme, dass ein ungültiger Aufenthaltsstatus keine rechtlichen Konsequenzen nach sich ziehen sollte, wenn man hart arbeitet, sich ›integriert‹, fleißig ist.

»In 24 Tagen saß sie im Gefängnis. Nur weil sie hier ein Jahr lang gearbeitet hatte. [...] Tja. Also gut, das einzige, das wissen wir alle, es ist gegen das Gesetz, irgendwo zu bleiben! Das wissen wir! Was ich grausam fand, war diese Geschichte mit den Handschellen und dass sie 24 Tage im Gefängnis war! Sie war keine Kriminelle oder so! Und das ist das, was ich megatraurig finde. Vor Gericht und mit Handschellen ...«

Rosinas Wut richtet sich gegen den Akt der Kriminalisierung und gegen das Bild einer Gefangenen mit Handschellen. Auch deswegen ist es für sie so wichtig, ihren unermüdlichen Fleiß zu betonen und sich von einem Bild der ›Kriminellen‹ abzugrenzen. Denn aus ihrer Perspektive zeigen ihr Ehrgeiz und ihre Geschäftstüchtigkeit, dass sie moralisch ›richtig‹ handelt. Im Gegensatz zu Nara, die insbesondere emotionale Aspekte betont (ihre Fürsprache, sich zunächst die persönliche Geschichte anzuhören und zu erfahren, wie schwer es die Person hatte), argumentiert Rosina aus einer leistungsorientierten Perspektive heraus.

»Ich hatte Glück! Ja, ich hatte Glück! Weil ich hatte Beschäftigung von Anfang an und eigentlich durfte ich nicht bleiben. [...] Wenn du mehr Geld haben möchtest, dann arbeitest du mehr, und dann hast du es.«

Rosina betont jedoch auch, dass sie wirklich Glück gehabt habe, was sich zunächst wie ein Widerspruch andeutet. Denn gleichzeitig ist es ihr wichtig, zu bekräftigen, dass sie aus eigener Kraft durch ihre harte Arbeit dorthin gelangt ist, wo sie nun steht. Aber es braucht neben dem Fleiß wohl immer auch etwas Glück.

»Und das Schwierigste, was ich finde, ist, dass du, obwohl du alles richtig machen möchtest, kriegst du keine Gelegenheiten, keine Möglichkeiten. Wenn du keine Aufenthaltsgenehmigung hast, nur, ich hatte immer Glück.«

So reflektiert sie an anderer Stelle, dass es doch ganz anders hätte laufen können, obwohl sie alles richtig gemacht habe. Was steckt hinter ihrem Verständnis von Glück?

»Aber der Herr L., der kannte mich. Ich hatte bei ihm neun Monate gewohnt und er meinte, er könnte mir helfen, und er hätte nie, nie, niemals das ausgenutzt, sondern ich war für ihn wie ›ne Tochter. Ja, also ich habe Glück gehabt. [ernst]«

Rosinas persönliches Glück wird an eine Person geknüpft – Herrn L. Dieser steht außerhalb ihrer sonst sachlichen und pragmatisch anmutenden Erzählungen. Das ist die zweite Ebene in unserem Gespräch, die eine Sehnsucht aufscheinen lässt, manchmal konkret benannt, manchmal lediglich angedeutet. Sie spiegelt sich in ihrem Streben nach Unabhängigkeit, aber auch in ihren erfüllten Wünschen und jenen, die unerfüllt bleiben.

»Ich bin nach Deutschland geflogen, weil ich dachte, gut okay, mal sehen, wenn ich da eine Zukunft habe, bleibe ich. Aber ich wollte mich integrieren. Nur, ich durfte nicht! Aber ich wollte es! Und ich hätte es gerne gemacht, aber ich konnte nicht, ich durfte nicht. Und dann hatte der

Herr L. vorgeschlagen, dass er mich heiratet. Aber sonst, denk ich mal, hätte ich entweder einen netten Mann kennengelernt oder ich wäre immer noch illegal.«

2.2. Sehnsucht: Herr L.

»Es war November und es war richtig kalt und ich hatte schon meine Schulden in Kolumbien bezahlt und ich wollte hier unbedingt bleiben und ich hatte geheult und geweint, weil eigentlich wollte ich bleiben und ich hatte gar kein Zuhause mehr. Und da hab ich gemerkt, es geht nicht.«

Es gibt einen Wendepunkt in ihren Erzählungen, einen Moment der Schwere, der sich nicht so recht in ihre Schilderungen über den Erfolg einfügen lässt. Es ist wie eine zweite Ebene, die unser Gespräch durchzieht, die immer wieder latent zum Vorschein kommt. Manchmal in konkreten Episoden, manchmal in ganz beiläufigen Bemerkungen.

»Weil illegal zu sein, ist sehr schwer. Du hast ständig Angst und du hast immer negative Gedanken, ohne dass du das willst. Und du fühlst dich irgendwie wie im Gefängnis. [...] Als ich dann den Aufenthalt hatte 2001, das war wie neugeboren, neugeboren. [...] Ich wollte unbedingt hier bleiben, aber als ich die Genehmigung hatte, da dachte ich, ich kann zurück! Ich kann! Dieses, ich gehe mal, aber ich komm wieder. Das war mein erster Gedanke, ich geh jetzt nach Hause. Und so war es auch.«

Erst ein legaler Aufenthalt ermöglicht ihr, sich frei in ihren Entscheidungen und Handlungen zu fühlen: *»Ich kann!«*

»Ich wollte sogar auf der Straße kontrolliert werden, um zu zeigen, hier! Es ist nie gewesen. Nie gewesen.« Es klingt wie ein böser Traum, den sie endlich abschütteln kann: »[D]as war wie neugeboren, neugeboren.«

»[I]ch hatte die Stadt als Gefängnis. Mein Leben war fünf Jahre lang illegal, d.h. zu Hause, arbeiten, arbeiten, dann in die Schule und dann nach Hause und dann arbeiten, es war immer dasselbe.«

Mehrmals betont sie das Gefühl, im Gefängnis zu sein. Die Empfindung scheint darauf zu beruhen, sich nicht frei bewegen zu können, aber auch ein Leben in Eintönigkeit ertragen zu müssen – *»es war immer dasselbe«*. Vielleicht empfindet sie auch deswegen eine tatsächliche Haftstrafe als besonders schlimm, da das Leben in der aufenthaltsrechtlichen Illegalität ohnehin schon Strafe genug ist und bereits einer Gefängniserfahrung gleicht.

»Für mich, ein Land ist wie ein Haus. Es gibt Regeln und ich bin zu dir gekommen. Ich kann nicht dich beschimpfen und mich nicht dran halten, dann geh ich wieder ... nein also, damals ich hatte Angst, ich hatte viel gearbeitet und bin dann nach Hause gegangen. Ich hatte die Stadt wirklich als Gefängnis, ich bin nie irgendwohin gegangen.«

Die von ihr beschriebene Metapher beinhaltet ein einengendes Bild. Ein Land besteht demnach aus umschlossenen Mauern und eigenen Regeln. Diese müssen in aller Unauf-

fälligkeit befolgt werden, sonst fliegt man raus. Die Stadt ist durchzogen von Grenzen und Mauern, die nicht überwunden werden können.

Ich: »Ja, das macht es wahnsinnig schwierig, das machts vielleicht auch sehr einsam, kann ich mir vorstellen?«

Rosina: »Ja! Genau und das ist wie eine eigene Stadt denke ich. Da gehen die, die eine Aufenthaltserlaubnis haben und hier gehen die und die haben nicht die Möglichkeit ...«

Ich spiegle ihr das in mir aufkommende Gefühl der Isolation und Einsamkeit zurück. Sie fühlt sich darin verstanden und verbildlicht das Paradox, sich wie als Gefangene unter lauter ›freien‹ Menschen bewegen zu müssen.

»Außerdem du hast automatisch so eine Dankbarkeit. So, die Leute helfen mir, und du machst mehr als normal für diese Leute, obwohl sie das vielleicht gar nicht verlangen, aber diese Dankbarkeit. So, dass du sie auf irgendeine Art zurückgeben möchtest. Und das ist anstrengend. Das ist sehr anstrengend.«

Das Gefangensein gilt auch für die Emotionen. Sie kann es sich nicht leisten, ihre emotionale Last oder ihren Frust zum Ausdruck zu bringen: *»Ich kann nicht dich beschimpfen.«* Ihre Gefühle müssen kontrolliert und im Zaum gehalten werden. Sie muss freundlich und dankbar sein. So entspringen auch ihre emotionalen Äußerungen dem Gefühl, sich nicht frei artikulieren zu können.

»Und davor war's halt immer so, dass jemand gesagt hat, hey, schau mal, dir geht's nicht gut, ich habe einen Freund, der weiß Bescheid und ist Arzt und das ist dann immer so, wie eine Marke.«

Neben der Dankbarkeit, die sie schuldig ist, deutet sich auch eine Abhängigkeit an. Für jeden Arztbesuch benötigt sie Unterstützung. Es ist demnach vielleicht auch ein Gefühl der Entmündigung, welches für sie quälend ist und weshalb es ihr wichtig ist, zu betonen, welche Dinge sie in der Hand hat: ihren unermüdlichen Arbeitswillen, ihren Fleiß.

»Und dann kam dazu, als ich hier illegal war, ich wusste nicht, wann kann ich meine Familie wiedersehen. Meine Mutter hätte auch in der Zeit sterben können. Das ist so ... Manchmal machst du dir Gedanken und so, was wenn? Was wenn? Und du fühlst dich irgendwie so im Gefängnis von deinen eigenen Gedanken. Und manchmal möchtest du sogar nicht mal mehr denken. Aber du musst! Du musst daran denken.«

Hier setzt ihre Erzählung über Herrn L. an, der es ihr ermöglichte, das Gefängnis zu verlassen. Herr L., den sie nie beim Vornamen nennen wird, ist Dreh- und Angelpunkt ihrer Erzählungen. Sie lernte ihn kennen, als sie in der Nähe bei einer Familie als Reinigungskraft angestellt war. Die Geschichte über ihre gemeinsame Beziehung sticht hervor. Sie ist von Ambivalenzen geprägt und durchzieht unser Gespräch wie ein roter Faden, der alles zusammenhält.

»[...] also er war für mich der Papa, den ich nie in meinem Leben hatte, weil ich hab nie einen Vater gehabt. Als ich bei ihm wohnte, er hatte meine Wäsche gewaschen, er hatte für mich gekocht, er hat mir mein Butterbrot vorbereitet, er war wie ein Papa! Und ich hatte ihn immer Papa genannt. Und ja, das ist meine Geschichte.«

Er war ihre Rettung aber auch ihre Achillesverse, ihre größte Gefahr. Herr L. war Alkoholiker und Rosina hatte zum damaligen Zeitpunkt noch keinen Aufenthaltstitel.

»Und einmal hatte der Papa viel getrunken und er hatte angefangen, mehrere Flaschen auf den Balkon nach unten zu werfen, und eine von den Nachbarn hatte meine Telefonnummer. [...] Und dann hatte mich die Polizei angerufen. [...]

»Kripo hier, guten Morgen, Sie sind Frau Rosina?«

Nein, nein, nein, da hatte ich solche Angst. Und dann hab ich eine Freundin angerufen und gesagt:

»Ich muss zu Herrn L. und wenn ich nicht wiederkomme, dann weißt du, dass ich auf dem Weg nach Hause bin.« [...]

Und dann geh ich dahin und der Papa war richtig besoffen, aber als er mich sah, sagte er sofort:

»Nein, tun sie ihr nichts! Sie ist wie meine Tochter, sie ist die einzige Person, die mir hilft! Bitte!« Weil Herr L. wollte nicht ins Krankenhaus dieses Mal [...]. Und da waren zwei Polizisten und da hatten sie mich gefragt, wer ich wäre, was für eine Beziehung ich zu Herr L. hätte [...]. Wie gesagt, ich war sehr nervös. Und so hab ich gesagt:

»Ich wohne hier, wir sind nur gute Freunde.«

Und dann fragte mich der Polizist: »Seit wann sind Sie hier in Deutschland?«

Und ich sagte: »Ja, ich bin hier seit einem Jahr.«

Und er sagte: »Seit einem Jahr? Sie sprechen sehr gut deutsch!«

Und ich so: »Ja, ich hab Herr L. per Post, per Brieffreundschaft kennengelernt und da ich hier wohne und wir uns auf Deutsch unterhalten, deshalb hab ich das schnell gelernt.«

»Aha. Wie heißen Sie?«

»Rosina«

»Darf ich Ihren Ausweis sehen?«

Und dann sagte ich: »Ja, meinen Pass habe ich leider nicht hier, aber ich ...«

»Nein, nein, ich brauche nur einen Ausweis mit einem Bild von Ihnen, damit ich doch sehen kann, dass ich mit Rosina gerade spreche.«

Und ich hatte einen Studentenausweis von Kolumbien. Und dann habe ich das gezeigt, dann hat er geguckt. Gut, dann hat er gesagt, ja, wir haben ein Problem und Herr L. hat in der Zwischenzeit nur geweint: »Tun Sie ihr nichts, sie ist meine Tochter, ich bin ganz alleine ohne sie.«

Usw. Dann sagte er zu mir, der Polizist: »Sie müssen Herrn L. ins Krankenhaus bringen, er weigert sich.«

Und dann hab ich gesagt: »Papa, du musst ins Krankenhaus, bitte.«

»Ich will aber nicht.«

»Das ist egal, Papa, du musst, sonst bleiben wir alle hier, ich kümmere mich um den Hund, das verspreche ich dir.«

Und dann ist Herr L. in den Krankenwagen eingestiegen und ich in den Streifenwagen und da dachte ich, gut, jetzt bin ich weg. Aber ... er war sehr nett und sagte, dass es gut von mir wäre, dass ich mich so um Herrn L. kümmere, weil es hier in Deutschland oft solche Fälle gibt, dass die Kinder ihre Eltern vergessen usw. Dann waren wir im Krankenhaus und dann war der Papa weg und dann sagte der Polizist zu mir: »Ihre Handynummer ist so und so und so?«

»Ja.«

»Okay. Sie können jetzt gehen, wir melden uns bei Ihnen.«

»Gut.«

›Gehen Sie!‹

Ich hatte solche Angst! Klar man guckt viele Filme und ich dachte, boah, jetzt drehe ich mich um und sie erschießen mich ... Und dann bin ich gelaufen und ich wollte mich nicht umdrehen, weil ich hab gedacht, wenn ich mich jetzt umdrehe, werden sie merken, dass ich Angst habe, und dann bin ich weitergelaufen und irgendwann kam der Streifenwagen an mir vorbei, ... wuuuusch, weg. [Pause]«

In Rosinas Erzählung entfalten sich mehrere Ebenen. Zunächst zeigt die filmisch anmutende Einbettung zweierlei: Die Rekonstruktion ihrer Erfahrung folgt einem klaren Spannungsbogen. Sie spricht die Dialoge nach, verwebt diese mit ihrer inneren Anspannung und löst erst am Ende die Spannung auf: »[U]nd irgendwann kam der Streifenwagen an mir vorbei, ... wuuuusch, weg.« Während ihrer Erzählung höre ich atemlos zu, hänge an ihren Lippen. Diese Geschichte wurde vermutlich schon oft erzählt. Die formulierte Angst, erschossen zu werden, kann zwar einerseits dem Spannungsaufbau dienen, aber auch auf die dem Feld inhärente Kriminalisierung verweisen, die Rosina in dem Moment internalisiert hat: Als Straftäterin wird man erschossen wie im Film. In ihrer Erzählung geht es aber auch um die Beziehung zwischen ihr und Herrn L., welche sie als keine geschäftliche, keine zuvor getroffene Übereinkunft beschreibt. Ihre Beziehung ist emotionaler Natur und von Unvorhersehbarkeiten geprägt.

›Hin und her, dann sagte er, kann ich dir helfen? Nee, kannst du nicht. Und wenn ich dich adoptier? Hab ich gesagt, Papa du hast doch ein Kind. Außerdem zu der Zeit war ich schon 30 und so [...] und dann hat er mich gefragt, ob ich ihn heiraten wollte. Wenn du hier bleiben möchtest, dann helfe ich dir. Und dann sagte ich, ja klar, gern, natürlich, aber wie viel möchtest du von mir haben? Und er sagte, gar nichts. Ich will dir nur helfen. Weil ich gesehen habe, dass du hier in Deutschland sehr schwer arbeiten musst. Du arbeitest jeden Tag, du bist so fleißig und wenn du hier in Deutschland bleiben möchtest, dann helfe ich dir.«

Rosina trägt immer wieder eine geschäftliche Ebene in ihre Beziehung mit hinein, so als könne sie nicht glauben, dass ihr jemand einfach so helfen wolle. Und auch Herr L. begründet diese Hilfe zunächst nicht emotional, sondern auf dem Leistungsprinzip beruhend: »Weil ich gesehen habe, dass du hier sehr schwer arbeitest.« Gleichzeitig bringt Rosina eine emotionale Nähe zum Ausdruck, indem sie in ihren Formulierungen immer wieder zwischen Herrn L., dem Papa oder dem Opa springt: »Und dann habe ich mal Herrn L. angerufen, der Papa oder mein Opa, [...]«. Herr L. suggeriert eine Distanz, jemanden, den man eher siezen würde. Papa und Opa stehen für familiäre Bindung und Nähe, aber vielleicht auch für jemanden, zu dem man aufblickt.

›[Pause] Und er hatte, wir hatten geheiratet und ich hab ihm auch gesagt, okay, Papa, jetzt können wir uns scheiden lassen. Ich habe meinen Aufenthalt, das ist, was ich haben wollte, und jetzt ... und dann sagte er, nein, solange du keine richtigen Mann hast und ich in aller Ruhe sterben kann, weil du gut bezahlt wirst, weil du jemanden hast, der sich um dich kümmern kann, bleiben wir verheiratet.«

Rosina muss nach ihrer Heirat zunächst ausreisen und trotz ihres Plans, von Kolumbien aus die Familienzusammenführung zu beantragen, hat sie Angst: »Ich dachte mir, was wenn sie auf die Idee kommen, dass er 63 Jahre alt ist und ich erst 30. Was wenn irgendeiner

sagt, ja nein, irgendwie, das ist verdächtig«. Ihre Beziehung ist von einer Zerbrechlichkeit gezeichnet. Sie ist schwer zu beschreiben, aus behördlicher Perspektive sogar anzweifelnbar.

Herr L., der Papa, den sie sogar heiratete, der ihr einen legalen Aufenthalt in Deutschland ermöglichte, ist mittlerweile verstorben: »[E]r ist am 14. April, an meinem Geburtstag, um 12:54 Uhr gestorben«. Aber die Bindung zu ihm wirkt nach und färbt ihre Erzählungen: »Ja, schade, weil eigentlich war der Papa richtig stolz auf mich. Und er hat immer gesagt, wenn ich dein Papa gewesen wäre, wäre mein Leben anders. Und das glaube ich auch. Ja [Pause]«. Die Jahre ohne Aufenthaltsstatus liegen nun lange zurück und mittlerweile führt Rosina ihr eigenes Cateringunternehmen. Manchmal scheint jedoch eine innere Zerrissenheit auf und es klingt eine Suche an.

»Und als Ausländerin, man verliert Identität, weil du weißt ganz genau, dass du hierhergehört und wenn du in Kolumbien bist, dann fehlt dir was, und dann vergleichst du alles und dann [Pause], man lebt in Sehnsucht ..., wie das alles früher war, wie das alles in Kolumbien ist. Es ist aber gar nicht mehr so. Die Zeiten ändern sich. Sowohl hier als auch in Kolumbien.«

Sie verliert Identität. Was meint sie damit? Der Ausdruck ›Identität verlieren‹ suggeriert auch, sich von sich selbst zu entfremden, ein Stück von seinem Ich irgendwo liegen gelassen zu haben. Es ist selten, dass sie mitten im Gespräch pausiert, da sie eigentlich eine schnelle Rednerin ist. Und dann der Satz, »man lebt in Sehnsucht.« Sie formuliert ihn nur einmal.

2.3. Langweiliges und Spannendes

Ich: »[lache] Ja, vielen, vielen Dank für das Gespräch und für das, was du mir erzählt hast. Ich finde das auch teilweise sehr berührend und ja, ich bin da voller Bewunderung, ja, wie man das meistert und ...«

Rosina: »Ja, hoffentlich war das für dich jetzt nicht zu langweilig, weil das alles bei mir so gut gelaufen ist, also ...«

Gegen Ende unseres Gesprächs befinde ich mich plötzlich in der Situation, ihr beteuern zu wollen, dass ich unser Gespräch nicht als langweilig empfunden habe: »Überhaupt nicht! Nein, ich finde es unglaublich spannend und ich finde es, wie gesagt, sehr bewundernswert, wie du das alles gemeistert hast!«. Als ich Rosina einige Jahre später erneut kontaktiere, um ihr anzubieten, die Ergebnisse nochmals dialogisch zu besprechen, erhalte ich eine ähnliche Antwort. Sie schreibt mir, dass bei ihr das alles gar nicht so schlimm gewesen sei, dass sie nur nette Leute um sich hatte und dass es mir ja um andere Erzählungen gegangen wäre. Als ich ihr erneut erkläre, dass dies nicht der Fall ist, ich mich gut an ihre Erzählung, ihre Erfolge erinnern kann und ich ihr nur das Angebot unterbreiten möchte, mit ihr gemeinsam die Ergebnisse zu besprechen, willigt sie sofort ein, dankt mir für das Angebot und fügt sogar hinzu: »Ja, bitte mach das!«. Leider muss sie mir jedoch an dem vereinbarten Termin absagen und auf eine wiederholte Anfrage reagiert sie nicht mehr.

Was steckt hinter ihrer Annahme, ich wolle *andere* Erzählungen hören? Was meint sie damit, wenn sie davon spricht, es sei ›langweilig‹. Hier kristallisieren sich implizite

Zuschreibungen heraus, welche auf einem normativen Bild beruhen. Indem sie mir zuschreibt, dass es mir um andere Erzählungen gehe, da bei ihr alles gut gelaufen sei, zeigt sie mir auf, dass sie davon ausgeht, ich sei auf der Suche nach besonders dramatischen und leidvollen Geschichten. Vielleicht weil das aus ihrer Perspektive die Assoziationen sein müssen, die man als Nicht-Betroffene zu dem Thema hat.

»Ja, und was Negatives zu den Deutschen kann ich dir gar nicht sagen. Das einzige, was ich vielleicht, also nicht negativ finde, aber das ist das Sozialsystem, was ihr hier habt, weil es manchmal grausam ist.«

Rosina meint auch, ich möchte etwas ›Negatives zu den Deutschen‹ hören. Dabei habe ich an keiner Stelle in unserem Gespräch danach gefragt. Es ist ebenfalls eine Annahme ihrerseits, die sie in das Gespräch hineinträgt. So steckt vielleicht auch dahinter das Bild, ich würde erwarten, dass eine Leidensgeschichte damit einhergeht, über ›die Deutschen‹ oder ›das deutsche System‹ zu schimpfen. Dann betont sie das Sozialsystem, welches sie als ›grausam‹ empfindet und so verdeutlicht sie, wie wichtig es ihr ist, dass ich sie als eine (finanziell) unabhängige Frau wahrnehme, die sich alles alleine erarbeitet hat. Ihre Annahmen verweisen auf eine gesellschaftliche Struktur und die ihr inhärenten Schieflagen. Wie wirkmächtig müssen diese Bilder sein, wenn sie sie mit so einer Vehemenz vor mir zum Ausdruck bringen muss. Sie habe niemals Sozialleistungen in Anspruch genommen. Alles sei gut gelaufen. So pendelt unser Gespräch zwischen der Betonung von Erfolg, guten Erfahrungen – und ich melde ihr auch zurück, dass das bei mir ankommt: *»Ja super, das ist ja eine richtige Erfolgsgeschichte kann man sagen!«* – und den Ängsten und Schwierigkeiten, die latent angedeutet werden. Wenn sie von diesen berichtet, versäumt sie jedoch nicht, diese meist mit etwas Positivem abzurunden. Es ist die wiederkehrende Ambivalenz, die unser Gespräch zeichnet, so als habe sie Angst, ich würde ihre negativen Erfahrungen überbetonen wollen.

Rosina wusste von Anfang an, worum es mir in dem Interview gehen würde, und sie willigte ein, obwohl sie mich dann mit ihrer Annahme, ich wolle doch sicher *andere* Erzählungen hören, konfrontierte. Gleichzeitig kommt das Paradox zum Ausdruck, mir durch ihre eloquente Art und Erzählweise Anekdoten als ›spannend‹ herauszustellen: *»Klar man guckt viele Filme und ich dachte, boah, jetzt drehe ich mich um und sie erschießen mich [...]«*. Rosina wählt einen Sprachduktus, welcher Spannung aufbaut. Sie spricht Dialoge nach, verleiht ihren Worten dabei Nachdruck. Warum will sie das ›Langweilige‹ gleichzeitig ›spannend‹ machen, um dann jedoch wieder zu betonen, dass es ›langweilig‹ sei? Warum will sie ein Gespräch mit mir führen, obwohl sie davon ausgeht, ihre Erzählungen seien gar nicht von Relevanz für mich? Das zeigt mir, wie wichtig es ihr ist, dass ihre Erzählungen einerseits gehört werden, und dass sie gleichzeitig Angst hat, dass diese vielleicht nicht ›richtig‹ gehört werden oder dass sie nicht ernst genommen werden könnten, und dass es sie womöglich auch viel Kraft kostet, sich immer wieder abgrenzen zu müssen, sagen zu müssen: Das ist doch alles ›langweilig‹, da ist *keine* spannende Geschichte. Womöglich möchte sie eine Gegenerzählung zum normativen Diskurs schaffen und rekurriert dabei auf gesellschaftlich wirkmächtige Bilder: Es gibt die ›guten‹, leistungswilligen Migrant:innen und die ›schlechten‹ Migrant:innen. Sie gehört zu den ›Guten‹, deswegen gibt es nichts ›Brisantes‹ zu berichten. Meine Adressierung an ihr Leben in der aufenthaltsrechtlichen Illegalität markiert jedoch vorab ihre Biogra-

fie als ›abseits der Norm‹ und so befindet sie sich in dem Widerspruch verstrickt, mir einerseits davon erzählen zu wollen – mit allen Mitteln der Dramaturgie – und dabei gleichzeitig einen zentralen Wunsch zu äußern: Ich möchte gar nicht als anders, als besonders wahrgenommen werden. Ich möchte als ›langweilig‹ wahrgenommen werden, ich möchte das gesellschaftliche Stigma abschütteln, ich möchte mich selbst endlich dieser binären Logik entziehen können. So gesehen ist meine Zuschreibung, dass ich es als sehr ›spannend‹ empfinde, was sie erzählt, keine Beschwichtigung für sie, sondern im Gegenteil ein weiterer Trigger-Moment. Sie möchte mir vielleicht eigentlich sagen: Ich kann vielleicht ›spannend‹ erzählen, aber du wirst bei mir nichts ›Spannendes‹ finden. Hier gibt es keinen Leidensweg, nichts Unkonventionelles, hier gibt es eine Geschichte von Erfolg, ja, aber es ist dennoch eine ›normale‹ Lebensgeschichte unter vielen: »Ja, hoffentlich war das für dich jetzt nicht zu langweilig, weil das alles bei mir so gut gelaufen ist.«

Ohne Ton

Wir haben uns eigentlich bei ihr verabredet, doch in letzter Minute entscheidet sich Jessica dagegen. Jetzt sitzen wir uns in einem Café gegenüber. Eine dieser vielen anonymen Ketten, die immer gleich aussehen. Jessica ist sehr schmal, wirkt beinahe zerbrechlich. Sie bestellt sich einen Schokoladen-Muffin und wird ihn kein einziges Mal anrühren. Am Ende wird sie ihn dort liegen lassen. Ich werde ein Aufnahmegerät zwischen uns legen, doch am Ende wird kein einziges Wort aufgezeichnet sein.

Jessica beginnt zu erzählen, dabei lächelt sie immer wieder nervös. Sie kam vor einigen Jahren als Au-pair-Mädchen aus Kenia nach Deutschland. Sie wurde in eine Familie in ein sehr kleines Dorf vermittelt. Der Weg in die nächste Stadt war weit. Sie ist aufgefallen in dem kleinen Ort mit seinen wenigen Einwohner:innen. Auf der Straße musterte man sie. Sie fühlte sich fehl am Platz. Nachdem sie ihre Tätigkeit beendet hatte, zog sie in die nächstgrößere Stadt. Ihre Hand fährt zum Muffin, berührt ihn kurz, lässt ihn wieder los. Sie begann eine Lehre, lernte einen Mann kennen, heiratete. Sie hält kurz inne, überlegt: »Und dann wurde alles kompliziert und ja, jetzt bin ich hier.« Sie lacht unbeholfen und kurz denke ich, dass sie das Gespräch hier beenden möchte. Doch sie fährt fort, ungefragt, erzählt, dass sie auch sehr viel Glück gehabt habe. Sie ist nun geschieden, hat mittlerweile einen tollen Arbeitgeber, sie hat einen neuen Freund, mit dem sie zusammenwohnt.

Zwischen ihren Sätzen scheint eine Kluft, eine nicht erzählbare Kluft auf. Jahre, die sie nicht strukturieren kann und will. Wieder hält sie inne. Sie habe damals viele Fehler gemacht. Aber, und sie lächelt mich an, das solle ich doch bitte alles in den Akten nachlesen. Ich sage ihr, dass ich ihre Akten nicht kenne. Stirnrunzeln. Sie lacht, erzählt mir von ihrer neuen Arbeit als Altenpflegerin. Ihre Erzählung ist wie eine Platte, die springt. Die Zeit als Au-pair kann mühelos abgespielt werden und dann gibt es zu viele Kratzer oder Störungen in der Platte, sodass ich keine zusammenhängende Melodie mehr erkennen kann. Die Akten ... Sie geht davon aus, dass ich sie gelesen habe, dass ich ohnehin alles weiß. Sie sagt es wieder. Ich lese doch nicht einfach in deinen Akten, sage ich. Warum soll ich in ihren Akten nachsehen? Das Bild ist unstimmig. Möchte sie, dass ich verstehe? Dass ich sehe, dass ihre Erfolgsgeschichte, wie sie selbst betont, auf einem Leidensweg basiert, einem, den sie mir nicht schildern möchte, denn dazu bin ich zu fremd, zu unvertraut. Aber eine Akte, die mir in aller Nüchternheit in formalisierten Gutachten, Arztbriefen und Behördenschreiben die Brüchigkeit ihres Lebenslaufs, die Verletzlichkeit oder Labilität ihres Körpers, ihrer Psyche, ihrer Erfahrungen vor Augen führt, das ja, das soll ich lesen. Sie lächelt mich scheu an. »Wenn ich meinen Aufenthalt habe, dann freue ich mich, alle Unterlagen und all die Ordner wegzuschmeißen.« Das ist dann altes Zeug, das gehört dann nicht mehr zu ihr. Vielleicht sind die Akten auch wie von ihr losgelöste Niederschriften, deren Wiedergabe in meiner Anwesenheit keinen Sinn mehr ergeben.

Wir reden nicht lange, eine Stunde vielleicht. Sie überlegt, ob sie den Muffin mitnimmt. Lässt ihn dann jedoch liegen. Ich packe das stumme Aufnahmegerät ein.